

von Hirsau, selbst ein Oblate im 11. Jahrhundert, so unverständlich, daß er sie abschaffte. Verf. schreibt wieder einmal: „Unter Berufung auf die Benediktinerregel, welche die *stabilitas loci*, die Klausur, vorschreibt.“ (S. 47). RB kennt den Ausdruck *stabilitas loci* (ein Terminus späterer Jahrhunderte) nicht, sondern nur *stabilitas in congregatione* (RB 4, 78). Bei dem unstenen Lebenswandel Gottschalks von einer „*peregrinatio propter Christum*“ (S. 47) zu sprechen, erscheint mir doch eher als eine Verhöhnung der irisch-angelsächsischen Missionspraktik. Auf einige Druck- bzw. Formulierungsfehler sei noch hingewiesen: S. 59: Krönungsmal; S. 64: die Mönche von St. Michael in Hildesheim sollten „gottesdienstliche Gebete zelebrieren“; S. 65: die Verlegung des Konventes von St. Michael durch Godehard sei „ggf. auch als Grenzwacht gegenüber dem feindlichen Erzbischof von Mainz“ zu verstehen; S. 65: Nieder-Altaich; S. 69: „Zisterzienser-Regel“, die es nicht gibt, weil es die RB ist; S. 77: Bistum „Mecklemburg“ muß Schwerin heißen; S. 78: Judenprogrome; S. 82: „Verfassung des Benediktinerordens“, den es bis vor 100 Jahren gar nicht gab; S. 83: Zisterzienser(innen)kloster Walkenried; S. 87 u. 99: Supprior statt Subprior; S. 89: von den Franziskanern wird behauptet: „kein liturgischer Gottesdienst im sakralen Raum“. Wozu hatten sie denn eine Kirche?

Verf. weist S. 93 zu Recht auf die allzu große Zahl von Messen in St. Johannis in Lüneburg hin: 640 Meßfeiern in der Woche. Das setzt einen weithin beschäftigungslosen Klerus voraus. Krumwiede verallgemeinert aber, wenn er behauptet: „Durch die Reformation wird das Gotteshaus zur Kirche für eine Gemeinde mit dem Versammlungsraum der Gläubigen, der Kanzel für die Predigt und dem Altar für die Austeilung der Sakramente.“ Was waren unsere mittelalterlichen Kirchen denn anderes?

Nach allem bleibt eine Kirchengeschichte für das mittelalterliche Niedersachsen auch nach Krumwiedes kurzer Darstellung weiterhin ein Desiderat. Mit dem hohen Niveau Göttinger Geschichtswissenschaft aus der Philosophischen Fakultät und dem Max-Planck-Institut hat dieses Buch in seinem Mittelalterteil wenig gemein.

Ulrich Faust

Marienschule Hildesheim – 150 Jahre 1846–1996. Hildesheim 1996, 240 S. (Hildesheimer Chronik. Beiträge zur Geschichte des Bistums Hildesheim; 1. Hrsg. von Bistumsarchiv und Dombibliothek)

1996 konnte die Marienschule in Hildesheim, ein Gymnasium bisher in der Trägerschaft des Ursulinenordens Konvent Duderstadt, ein Jubiläum feiern: seit 150 Jahren gibt es eine katholische höhere Mädchenschule in der Stadt. Was lag näher, eine Festschrift herauszubringen, die diese Zeit beschreibt und wertet und Zukunft aufleuchten läßt.

Den Schwerpunkt, zugleich den umfangreichsten Aufsatz des Buches bildet Werner Seidlers „Darstellung der ersten hundert Jahre“ (S. 27–115). Seine monatelange Arbeit im Bistumsarchiv bietet die Grundlage, um die Zeit der Gründung 1846, die frühe Entwicklung der Schule, ihre Übernahme durch die Ursulinen 1853, die Verbannung der Schwestern im Kulturkampf und ihre Rückkehr 1912 über die bisherigen Schriften hinaus (z. B. der zum 100jährigen Bestehen der Schule 1953) zu beleuchten und wissenschaftlich abgesichert darzustellen.

Manches Detail der Schulgeschichte konnte so entdeckt, manche Zusammenhänge neu erhellt werden. Ich denke z. B. an den Hinweis auf die enge Verbindung zwischen der Schule und dem Josephinum in der Anfangsphase, die auch darin zum Ausdruck kam, daß nicht nur der Direktor des Josephinums, Joseph Renke, sondern auch sein Nachfolger Joseph Godehard Müller im Gründungskomitee vertreten waren; letzterer war „zweifelloso der verdienstvollste geistige Förderer der neuen Schule“ (S. 35).

Die Entwicklung der Marienschule in der Kaiserzeit wird vor dem Hintergrund des höheren Mädchenschulwesens in Preußen beschrieben; eine Auseinandersetzung mit den konkreten Inhalten des Unterrichts in Hildesheim wird vermißt, sie konnte allerdings aus Mangel an Quellenmaterial wohl auch nicht erfolgen. Ein Schwerpunkt des geschichtlichen Überblicks liegt in der Weimarer Republik; die Überschrift lautet: Der Aufbruch der Schule in die Moderne (S. 74–96). Eine abgewogene Darstellung des Schullebens in der nationalsozialistischen Zeit folgt. Seidler verschweigt nicht das Eingebundensein auch einer Privatschule in die Welt des totalitären Staates, das Auftauchen nationalsozialistischen Gedankengutes bei Feierstunden und Gedenktagen (S. 98–101), versucht aber stets, den Beweggründen der Handelnden nachzuspüren und ihrem Versuch, einen Freiraum für ihre Schülerinnen und deren christliche Ausbildung zu behalten (vgl. dazu meinen Aufsatz über Dr. Joseph Clausing in diesem Jahrbuch). Aber wie beim Josephinum konnte Anpassung das Verbot nicht verhindern: im Sommer 1943 mußte die Marienschule ihre Pforten schließen.

Schülerinnen einer Arbeitsgemeinschaft der Schule haben den lesenswerten Aufsatz von Werner Seidler ergänzt, indem sie Quellen und Dokumente zur Geschichte der Marienschule gesammelt und aufbereitet haben. Die Themenbereiche: Schulgebäude und Schulfinanzierung (S. 149–166), Lehrerinnen und Schülerinnen (S. 167–183), Unterricht und Erziehung (S. 184–203), wobei auch Schlaglichter auf die Zeit von 1933 bis 1945 fallen, die beachtenswert sind (z. B. S. 181f.).

Der jetzige Schulleiter Heinrich Wiemeyer schildert die schulische Entwicklung von 1945 bis in die Gegenwart (S. 116–147). Viele eindrucksvolle Photos sind eingestreut. Als Historiker bedauert man etwas, daß die Nachkriegszeit und die sechziger Jahre nur auf 7 Seiten behandelt sind. Für die Zeit von 1945–1950 ist das verständlich, weil diese Zeit auf den Seiten 104–212 von Zeitzeugen wie Ingeborg Arntz, den Schwestern Katharina und Martina sowie von Wolfgang Lorke – Zerstörung und Wiederaufbau – noch beleuchtet wird. Für die 60er Jahre hätte man gern etwas mehr über Lehrermangel, neue Unterrichtsinhalte sowie den Aufbau des katholischen Schulverbundes gehört, dem Schwester Antonia viel Zeit gewidmet hat. Aber Wiemeyer geht es vor allem darum, das Profil der Schule herauszuarbeiten, wie es sich unter Mater Antonia und der jetzigen Generaloberin Schwester Genovefa herausgebildet hat und wie es sich jetzt – beim Übergang der Trägerschaft vom Ursulinenorden auf die Stiftung Katholische Schule in der Diözese Hildesheim – präsentiert. Und das gelingt ihm auf den Seiten 134–147 gut.

Abgerundet wird die Festschrift durch einen lesenswerten Vortrag von Anne Conrad (Universität Hamburg) über „Angela Merici und die Wirkkraft ihrer Spiritualität“ sowie einen Aufsatz von Monika Tontsch vom Amt für kirchliche Denkmalpflege über die historischen Bauten und ausgewählte Kunstwerke der Marienschule. Mit den Grußworten am Anfang und Gedanken zur Arbeit freier Schulen am Schluß rundet sich das Bild: eine Festschrift mit Niveau!

Die Festschrift ist als Band 1 der „Hildesheimer Chronik“ herausgekommen; sie steht also am Beginn einer neuen Schriftenreihe, die Bistumsarchiv und Dombibliothek herausgeben wollen. Sie „will die oft mit außerordentlicher Sorgfalt aus den Quellen gearbeiteten regionalen Forschungen, Pfarrchroniken, Institutionsgeschichten oder auch Quelleneditionen zusammenfassen und für ein breiteres Publikum wie für die Geschichtsschreibung des Bistums Hildesheim fruchtbar machen.“ Auch soll sie zur „Erschließung der reichen Bestände von Bistumsarchiv und Dombibliothek“ beitragen. Sie will also die von den Professoren Aschoff und Faust herausgegebene Reihe „Quellen und Studien zur Geschichte des Bistums Hildesheim“ ergänzen, die vor allem Doktorarbeiten, „umfangreiche Spezialstudien“, wie die Herausgeber sagen, veröffentlicht. Bei den Reihen seien weitere erfolgreiche Bände gewünscht.

Julius Seiters